Bruno Pellegrino

Schildkröten

übersetzt von Lydia Dimitrow

verlag die brotsuppe

Bruno Pellegrino
Schildkröten

verlag die brotsuppe

Bruno Pellegrino

Schildkröten

übersetzt
aus dem Französischen
von Lydia Dimitrow

verlag die brotsuppe

Ein Septembermorgen, in einem zoologischen Museum. Ich soll eine Inventur der ausgestopften Tiere vornehmen und schließe dabei den Kakapo ins Herz – ein seltsamer Vogel zwischen Eule und Papagei, vom Aussterben bedroht und als seltenes Exemplar klassifiziert, das es im Falle eines Brands zu retten gälte. Im selben Raum befinden sich noch Hunderte anderer Tiere, darunter ein Hai und ein Nashorn, aber die, sagt der Präparator des Museums, sind zu schwer, um sie im Notfall rauszuschaffen. Wenn die Bude brennt, brennen die mit. Und was ist mit der Schildkröte?, frage ich.

In ihren letzten Lebensjahren hatte sie sich in ihrem Gehege so wenig geregt, dass dem Zoopersonal an dem Tag, als sie zu atmen aufhörte, gar nichts aufgefallen war. Als sie dem Präparator übergeben wurde, war sie schon eine gute Woche tot. Er erklärt, heutzutage habe sich sein Beruf spezialisiert, entweder du machst Raubvögel oder Lurche, aber damals habe man alles genommen, was kam. Lemur, Hauskatze, Pfau, man wuchs mit seinen Aufgaben.

Für ihn war es die erste Schildkröte. Bis er ein entsprechendes Handbuch aufgetrieben hatte, war die Ver-

wesung des Kadavers schon fortgeschritten, der Geruch in der Werkstatt unerträglich geworden. Der Präparator zog nach draußen um, auf den großen Platz vor dem Museum. Passanten traten an seine Werkbank. Die Schwierigkeit bestand darin, den Panzer aufzuschneiden, ohne ihn zu beschädigen. Um ihn offenzuhalten, versuchte er es mit verschiedenen Werkzeugen, Säge, Stichsäge, Trennscheibe. Mit einer Hand vorm Mund wichen die Leute zurück.

Nachdem der Panzer geleert und gereinigt war, musste er neu befüllt werden. Der Präparator nahm, was er zur Hand hatte, was seine Hosentaschen und seine Werkstatt hergaben, was auf dem Platz vor dem Museum herumlag. Glaswolle, Sand, Schnur, Verpackungspapiere, Kassenzettel aus dem Supermarkt, Busfahrscheine. Ein bisschen unorthodox, erklärt er lächelnd. Was der Restaurator für Augen machen wird, wenn er das Tier in ein paar Jahren öffnet.

Ich betrachte die Schildkröte so lange, bis ich mir einbilde, ein Zucken auf ihrer Haut zu sehen, einen Schimmer in ihren Augen. Ich wäre dafür, dass im Falle eines Brands auch sie gerettet wird. Man müsste sie anheben, um zu gucken, ob das ginge.

1

In der Wohnung der Schriftstellerin

Die Straße war eine Baustelle. Freigelegte Rohre, Baugerüste vor Fassaden, aufgerissene Gehsteige. Ein Gebäude unter einer riesigen Plane, wie eine zeitgenössische Kunstinstallation. Ich könnte noch Bauarbeiter in die Kulisse setzen, aber das geben meine Notizen nicht her, als wäre diese Genfer Straße Anfang August außer mir menschenleer gewesen.

Die Arbeiten waren noch nicht bis zu dem durchaus baufälligen Haus der Schriftstellerin vorgedrungen. Ich suchte auf meinem Handy nach dem Türcode. Als ich die Hand auf die Klinke legte, stellte ich mir vor, wie sie tat, was ich tat, den Flur durchqueren, vorm Briefkasten stehenbleiben, die Post entnehmen, die alte Treppe in den zweiten Stock hochsteigen, den kantig silbrigen

Schlüssel zücken. Sie hatte nach einem Einbruch ein Panzerriegelschloss anbringen lassen. Es war das erste Mal, dass ich den Schlüssel einer Schriftstellerin in der Hand hielt, allein die Wohnung einer Schriftstellerin, ihr Zuhause, ihre vier Wände betrat.

Drinnen war es schummrig. Ich bahnte mir meinen Weg zu einem Fenster, das sich in hellen Streifen von der Dunkelheit abhob, zog die Rollläden hoch. Wenn ich daran zurückdenke, sehe ich alles wie unter einem grauen Schleier. Aber wer weiß, ob es den wirklich gab – Monate schwebenden Staubs – oder ob sich ein matter Firnis über die Erinnerung gelegt hat. An die Wand gerückte Möbel, abgehängte Gemälde. Der Boden der Wohnung mit Pappkartons, Körben, Tüten und Kisten zugestellt.

Die Schriftstellerin war einige Monate zuvor im Winter gestorben. Ich war sechsundzwanzig und gerade in Venedig, um mein Studium zu beenden. Die Nachricht hatte mich leicht zeitversetzt erreicht, sie hatte mich traurig gemacht. Als Jugendlicher hatte ich ihre Bücher verschlungen. Ich hätte gern eins von ihnen, egal welches, noch einmal gelesen, das wünschte ich mir, wenn ich zwischen den Gebäuden der Universität und der Buchhandlung, in der ich nachmittags arbeitete, hin- und herpendelte. Und dann bekam ich ein Angebot: Es werde jemand gesucht, der den papiernen Nachlass der

Schriftstellerin zur Archivierung vorbereite. Dafür war ich zwar nicht ausgebildet, doch die Erfahrung käme von selbst. Ich könne im Sommer nach meiner Rückkehr in die Schweiz anfangen, die Sache sei nicht dringend.

In der Zwischenzeit hatte ein Antiquar ihre Bibliothek in Augenschein genommen. Alle Bücher, die er nicht wollte, waren schon verpackt, bereit für den Müll. Als ich an diesem ersten Montag im August vor den leeren Regalen stand, hatte ich das Gefühl, zu spät zu kommen.

Bei der Schlüsselübergabe hatte mir die Tochter der Schriftstellerin mitgeteilt, dass sie heute nicht vor Ort sein könne, aber fühlen Sie sich wie zu Hause. Ich streifte durch die Wohnung. Öffnete einen Karton, nahm einen Notizblock, ein paar Lesezeichen heraus. Die Toilettenschüssel war ausgetrocknet, mehrmals musste ich an der Spülung ziehen, um sie mit Wasser zu füllen. Beim Hahn in der Küchenzeile waren die Griffe vertauscht, Rot war kalt, Blau war warm.

Mittags kochte ich mir Nudeln und stellte mir vor, wie ich reagieren würde, wenn die Schriftstellerin plötzlich hier in der Küche stünde. Nachdem ich das Geschirr zum Trocknen aufgestellt hatte, ging ich in ihr Schlafzimmer am Ende des schmalen Flurs. Einen Haufen aus Kleidern und Pullovern auf dem Bett hielt ich erst für einen leblosen Körper. Ich zögerte, dann setzte ich mich mit klopfendem Herzen auf die leere Hälfte des Betts.

Sie war nicht hier gestorben, sondern im Krankenhaus. Ich ließ mich nach hinten fallen, Füße auf dem Boden, Kopf auf der Matratze. Mittagsschläfchen.

Die Sexarbeiterinnen hatte ich am Abend zuvor nicht gesehen, obwohl sie sicher auch da schon am Bordstein standen. Am zweiten Morgen lächelten mir einige von ihnen zu, andere benutzten ihr Handy als Spiegel und schminkten sich.

In der Wohnung, die sich über die ganze Etage erstreckte, gab es nur zwei Fenster. Das im Wohnzimmer auf der Nordseite ging auf die aufgerissene Straße, die Stimmen der Bauarbeiter und den Schutt, der einen starren Schlauch herunterrauschte. Das im Schlafzimmer nach Süden hin ließ ich zu, weil da das unaufhörliche Weinen eines Babys durch den Innenhof hallte. Zum Arbeiten schob ich einen ovalen Tisch vors Wohnzimmerfenster. Rückte einen durchgesessenen Sessel dazu, meine Leseecke.

Zumindest glaube ich, das habe ich gemacht; allerdings hielt mich die Frage des Lärms und des Lichts ziemlich in Atem, und vielleicht verwechsle ich den Tag mit denen, die noch kamen.

Die Anweisungen, die man mir gegeben hatte, beschränkten sich auf einen Satz: Sie sehen dann ja selbst. In einer Tabelle auf meinem aufgeklappten Computer erstellte ich

eine ausführliche Bibliografie mit den verschiedenen Ausgaben ihrer Werke, inklusive Taschenbuch und Übersetzungen. Ein guter Ansatz, systematisch, vernünftig. Auch ziemlich langweilig. Immer wieder unterbrach ich meine Arbeit, um aus dem Fenster zu gucken oder auf dem Handy nachzusehen, ob mir jemand geschrieben hatte.

Wenn ich genug hatte, stöberte ich in den Kisten, die der Antiquar nicht hatte haben wollen. Werke über Shakespeare oder die Geschichte des Buchdrucks, ein französischer Wanderführer, Sammlungen alter Partituren, Faksimiles von Wörterbüchern. Ich stieß auf Post-its, gekritzelte Randbemerkungen, in der Mitte gefaltete Flugtickets, Hotelrechnungen, getrocknete Blumen. Ich sah sie vor mir, wie sie ihre Bücher wälzt, Eselsohren in die Seiten knickt, vielleicht hier, direkt neben mir auf dem Boden. Ich durchforstete ihre Papiere, und im Zwielicht ihrer Wohnung nahm die Schriftstellerin wieder Gestalt an.

Ich hatte sie flüchtig in einer Buchhandlung, auf einer Buchmesse gesehen. Das letzte Mal an Bord eines Schiffs, sie hielt sich abseits, las etwas auf dem Tablet. Weder sie noch ich ahnten damals, dass unsere Zeitachsen sich später kreuzen würden, dass sie ein paar Monate vor Ende meines Studiums sterben würde, dass man mich anheuern würde, um ihren Nachlass zu sortieren. Hätte ich es gewusst, hätte ich sie vielleicht angesprochen.